

# ERNST WIECHERT

Herausgegeben 1975 von der Landsmannschaft Ostpreußen - Abteilung Kultur

## Biographie

Im Forsthaus Kleinort am 18. 5. 1887 geboren, in Masuren (Ostpreußen) aufgewachsen und vom Wald (als einer ‚Form Gottes‘, wie er es selbst nannte) geprägt, beginnt für Ernst Wiechert in Königsberg als Gymnasiast (1898—1905), später als Student der Philologie (1905—1911: Deutsch, Englisch, Erdkunde, Philosophie) die Auseinandersetzung mit der Zivilisation und dem Leben der Großstadt. Am I. Weltkrieg nahm er als Offizier teil. — Der gegen dogmatische Erstarrung revoltierende junge Erzieher am Hufengymnasium in Königsberg wird. Bestrebungen von heute vergleichbar, zum Freund der Jugend, zum Anwalt neuer Wert- und Zielsetzungen in der Verantwortung gegenüber dem eigenen Gewissen und einer Menschlichkeit, die sich auf Phrasenlosigkeit, Gerechtigkeit und Liebe gründet. Fesselnde Enge wird gesprengt, das Lehramt zur Hingabe an das schöpferisch Fordernde dichterischer Gestaltung ausgeweitet. Die ersten Romane mit der fortschreitenden Befreiung vom Herkömmlichen entstehen: ‚Die Flucht‘, ‚Der Wald‘, ‚Der Totenwolf‘, ‚Der Knecht Gottes Andreas Nyland‘, ‚Die kleine Passion‘, ‚Der Jedermann‘, ‚Die Magd des Jürgen Dorskocil‘; die ersten Erzählbände ‚Der silberne Wagen‘, ‚Die Flöte des Pan‘. — Für die Erzählung ‚Der Hauptmann von Kapernaum‘ erhält Ernst Wiechert den ‚Literaturpreis der europäischen Zeitschriften‘, für ‚Die Magd des Jürgen Dorskocil‘ den Wilhelm-Raabe-Preis, für den ‚Jedermann‘ den Schünemann-Preis.

Die Übersiedlung von Königsberg nach Berlin erfolgt 1930, von Berlin nach Bayern 1933. Die großen Romane ‚Die Majorin‘, ‚Das Einfache Leben‘, ‚Die Jerominkinder‘, zwei Bände ‚Märchen‘, zwei autobiographische Bücher (‚Wälder und Menschen‘; ‚Jahre und Zeiten‘) werden geschrieben. Dazu eine Fülle von Erzählungen und Abhandlungen, von denen viele auf Ostpreußen zurückweisen.

1933 und 1935 hält Ernst Wiechert zwei Reden vor der Münchener Studentenschaft (im Auditorium Maximum der Universität München) als Warnung vor dem Machtregime Hitlers. Vom 6. Mai bis 30. August 1938 Haft und Konzentrationslager Buchenwald, danach unter Gestapoaufsicht bis 1945. Das KZ-Tagebuch ‚Der Totenwald‘ wird (1939) geschrieben und bis 1945 (Kriegsende) in einer Kassette vergraben.

1948 Übersiedlung in die Schweiz. Flug nach Amerika (1949) zu Gastvorlesungen an der Universität Stanford/Kalifornien. 1949/1950 entsteht als Vermächtnis und letzter Roman die ‚Missa sine nomine‘. Nach schwerer Krankheit (als Folge des KZ-Aufenthalts, der langjährigen Gestapoaufsicht und des vielfachen Mißverstehens durch sein eigenes Volk) stirbt Ernst Wiechert am 24. August 1950 auf dem Rütihof (am Züricher See) in der Schweiz.

Herstellung: Gerhard Rautenberg - Buch- und Offsetdruckerei - Glückstadt, 1975



Der Spirdingsee in Masuren

## Der Fährmann

O du verwandelte Erde,  
wer hat dies alles vermocht?  
Ist es nur, weil der Bote  
an deine Tür gepocht?

Am dunkelnden Ufer wartet  
der Fährmann in seinem Boot,  
über Ruder und Händen  
liegt ihm das Abendrot.

Weißt du, wohin der Nachen,  
wohin die Reise geht?  
Glaube, daß hinter dem Walde  
der schweigende Engel steht.

Sieh, wie die Sterne säumen  
seiner silbernen Flügel Rand . . .  
halte die Hand des Fährmanns,  
vielleicht ist sie Gottes Hand.

Aus Ernst Wiechert — „Meine Gedichte“ — Desch-Verlag, München

*Aus Kindheit und Jugend*

„Wenn ich alles ansehe, wie es gewesen ist, von der Stunde an, als ich unter den Bäumen meines großen Waldes den ersten Vers mit einer reinen Leidenschaft auf ein Stück Papier schrieb, bis zu der heutigen Stunde, in der ich nun dieses Buch beende; wenn ich die Umrisse aller Schicksale entlangsehe, die mich geformt haben und an denen ich geformt habe, alle Liebe, alle Freundschaft; wenn ich also das Ganze zu sehen versuche, den Faden im Gewebe und das Gewebe selbst: so ist es mir doch, als sei ich wunderbar geführt und behütet worden. Es war nirgends nur ein blinder Zufall, etwas, das auch ebensogut anders hätte sein können, eine Willkür oder ein Spiel. Das Nichtbestimmte wurde gestreift und abgetan, aber das Bestimmte blieb und ging ein in das Leben als eine bleibende Form.“

\*

„Alles bezauberte, vieles ergriff, manches erschütterte mich. Aber nichts hat mit solcher Kraft und Innigkeit in jenen Jahren an meiner Seele geformt und gebildet wie das Buch der Bücher. Ich weiß nicht, ob die stille Kunst der Lehrerinnen oder meine Phantasie verursachten, daß ich alle diese Menschen und Geschehnisse nicht in die Ferne einer grauen Vergangenheit hielt, sondern bis in den Bereich meiner Hände zu mir nahm; daß der Stern von Bethlehem über unserm Stalldach leuchtete; daß die Ährenleserin Ruth über unsere Roggenstoppel ging; daß Joseph seine Brüder mit dem Silberbecher dort einholte, wo die Landstraße aus unsren Wäldern trat und daß auf unsrem Hofe der Hahn krächte, bei dessen Ruf sich Petrus umwandte, um bitterlich zu weinen. Vermutlich wird es so gewesen sein, daß die Einfachheit und Ewigkeit der biblischen Gestaltung so groß war, daß sie alle Räume und Zeiten übersprang und nach zweitausend Jahren in der Seele eines Waldkindes dasselbe Licht entzündete, das über so vielen Völkern und Ländern geleuchtet hatte wie am ersten Tag. Nein, ich schäme mich der Tränen nicht, die ich über den Blättern der Bibel weinte. Und wieviel ärmer und kälter wäre mein Leben doch geworden, wenn ich damals nicht imstande gewesen wäre, mich mit so grenzenloser Leidenschaft an jene Welt hinzugeben, in der gesündigt und getötet wurde wie zu aller Zeit, aber in der auch geliebt, versöhnt und begnadigt wurde, und in der dies alles in einer Sprache geschah, die uns noch heute glauben läßt, daß Gott durch den Mund der Sprechenden sich geoffenbart haben müsse.“

\*

„Unvergeßlich die Stunde, in der meine Mutter mich hart straft, weil ich vor einem alten Waldarbeiter nicht die Mütze gezogen habe, und unvergeßlich ihre erhobene Hand, während sie das Bibelwort ausspricht: ‚Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen!‘“

\*

„Es ist nicht nur ein von Pantheisten gebrauchtes Bild, daß der Wald eine Form Gottes sei. Und wenn ich das Gedicht der Kinderzeit vergessen hatte, daß Gottes Augen überall seien, hier war es wieder da. Es gab keine Lüge im Wald, keine Eitelkeit, keinen Lärm.“

„Ja, wie halte ich es damals mit der Religion? Ich bin ein gläubiges Kind gewesen, so fromm, wie nur ein Kind sein kann, und nun ist das vorbei. Ich bin noch nicht ungläubig, aber ich bin auf der Seufzerbrücke, die zwischen Glauben und Unglauben sich düster spannt. Wie ist es gekommen? Ich weiß es nicht. Es wäre leicht, die andern verantwortlich zu machen, die Stadt, die Schule, die Gefährten. Aber etwas in mir muß dem entgegengekommen sein, sonst würde ich mich ja bewahrt haben. Es lag wohl daran, daß ich nicht mehr in meiner Heimat ruhte, daß ich neue Wurzeln hatte treiben müssen, daß ich nicht mehr in der Einheit war. Vielleicht war es ein Wandel, dem alle unterliegen, außer denen, die niemals aus ihrem Kreise zu gehen brauchen. Vielleicht war es notwendig und somit gut, aber das Notwendige war bitter. Auch hier habe ich keine Führer gehabt, und als ich dann bald darauf der Philosophie verfiel, war es für lange Zeit mit der Gläubigkeit vorbei. Dazu stießen alle Dogmen mich ab, und die Gläubigkeit, die ich später wiedergewann, war eine andere als die Kirche sie verlangte.“

\*

„Daß ‚Bildung‘ ein gefährliches Gut ist, habe ich früh erkannt, das heißt, daß sie mit der einen Hand nimmt, was sie mit der andern gibt . . .“

\*

„Wir hatten das Glück, keine Weltanschauung zu haben, was in diesem Alter immer nur eine angelesene oder eine angededete sein kann, sondern nach einer solchen zu suchen, und es schadet nichts, daß viele von uns sehr spät und manche noch heute nicht damit fertig geworden sind. Ich aber verdanke dieser Erziehung nicht nur meine Verehrung vor vielen großen Toten und Lebenden im Reich der Kunst, sondern auch diejenige ‚Duldung‘ der Meinung und des Herzens, die für mich zu den kostbarsten Besitztümern eines Menschen und eines Volkes gehört und die Goethe als ein großes Beispiel mit dem Begriff der Humanität vor uns aufgerichtet hat.“

Auszüge aus den Wiechert-Büchern „Jahre und Zeiten“, „Wälder und Menschen“ und dem von Gerhard Kamin zusammengestellten Buch „Gesegnetes Leben“: Das Schönste aus den Werken des Dichters (1953). Alle erschienen im Desch-Verlag, München.

PEDRO H. HELLER

*Der Lehrer und der Dichter - eine Erinnerung*

„Ernst Wiechert war damals (in Königsberg) noch nicht berühmt, und er würde im Gedächtnis seiner Schüler heute nicht weniger lebendig stehen, wenn er es immer geblieben wäre. Denn alles war ungeheuer anziehend an dieser hageren Gestalt mit dem hellbraunen Haarkranz und den traurigen ‚Augen des ewigen Bruders‘: sein bedächtiger Schritt, die zögernden Gebärden seiner langen Hände, seine farbigen Halsbinden und die leise, nachdrückliche, zuweilen schneidende Stimme, die bis in die äußersten Winkel der Säle und der Seelen drang. Er sprach wie ein Träumender und war doch ganz gegenwärtig mit seinen scharfen Sinnen. Er gab sich bei Kleinen und Großen im nämlichen ernstesten und dennoch leicht

sarkastischen Tone; und mochte seinetwegen manch Witzwort im Umlauf sein, so war es gleichwohl unmöglich, sich über ihn lustig zu machen. Niemand und nichts schien seiner Aufmerksamkeit zu entgehen; er bewegte die Umwelt in seinem Herzen. Aber er konnte niemals und nirgends mit den übrigen gemein werden. In der Aula rückte er seinen Stuhl aus der Reihe der Kollegen; er kleidete sich auf persönliche Art und redete in Wendungen, die auf eigenem Acker erblüht waren. — Von der ersten Erdkundestunde auf der Sexta an versetzte seine glühende Einbildungskraft uns in alle Zauberfernen dieses bunten Planeten, und als ich später die ‚Geschichte eines Knaben‘ und ‚Atli der Bestmann‘ las, begrüßten die Sundainseln oder der Amazonas-Strom mich wie alte Bekannte. . . Ich verlor kein Wort seiner meisterhaften Deutung Schillerscher, Kleistscher und Ibsenscher Dramen, seiner prägnanten Einführung in die Werke Tolstois, Georges oder Rilkes und seiner stets einleuchtenden Behandlung literarischer, philologischer, allgemein menschlicher Themen. Ich war imstande, seine großartige Abschiedsrede an eine Abiturientengruppe (im Königsberger Hufengymnasium — G. K.) meinen Eltern wörtlich wiederzugeben, bevor ihr Manuskript unter die Leute kam und die bürgerliche Verfemung ihres Verfassers besiegelte. — Bald ging er fort nach Berlin, und ich habe ihm nur noch ein Jahr vor dem Umbruch in seiner Grunewald-Wohnung einen raschen Besuch abgestattet. Wie es seine Gewohnheit war, begleitete er mich bis zum Treppenflur und blickte mir lächelnd nach. Dies Lächeln ist für die folgenden Jahre über meinem Dasein lebendig geblieben, als die Schwere der Schicksalsschläge unsere Kräfte auf harte Proben stellte und ich oft eines Mentors bedurfte, der meine Irrwege mit gleicher ‚Nachsicht‘ belächeln mochte. Nachdem ich dem Land, wo die Kanonen blühten, den Rücken gekehrt hatte, stieg der Name des verehrten Lehrers in die Sterne (Peter Heller ging als Jude in die Emigration, Montevideo, Uruguay — G. K.). Ich blieb ihm ergeben und las alles, was mir von ihm in die Hände fiel. Doch ich empfand keinen Drang, ihm zu schreiben, bis die dumpfe Kunde von einer aufrührerischen Studentenrede zu uns gelangte und man 1938 versicherte, er habe eine Spende verweigert, um sie der Frau des Pastors Niemöller zukommen zu lassen. ‚Das ist ja Selbstmord!‘ rief jemand aus, und ich glaubte ihn tot, bis Ende 1945 sein unsterbliches Gedicht ‚Am Abend zu beten‘ erschien. Ich habe ihm darauf einen Brief gesandt, und die Güte seiner Erwiderung übertraf alles Erwartete. Wie durfte ich annehmen, daß er sich eines verdienstlosen Zöglings (Peter Heller wurde Universitätsprofessor für alte Sprachen und war ein hervorragender Pianist . . . G. K.) aus versunkener Zeit und verschollener Provinz mit mehr als flüchtiger Herzlichkeit entsinnen würde? Aber er überschüttete mich nun mit einer schenkenden Liebe, und ich stand vor dem Weisegewordenen als ein an Schmerzen Gereifter, mit Schrecken erkennend, wie groß er war und wie klein ich selber. — Ernst Wiechert war nicht geringer als seine Bücher; vielmehr liefert die Kenntnis des Menschen den Schlüssel zu seinen Werken, welche . . . ‚als Bruchstücke einer großen Konfession‘ betrachtet werden müssen. Er war, wie er sagte, ein Verzauberter. Ein Wahr-sager des Gewesenen wie des Werdenden an tragischer Wende der Zeiten. Ein Erbe der Schwermut und Redlichkeit seiner pruzzischen Ursprungslandschaft, ein Schild der Bedrängten und eine Zuflucht der Verstoßenen. Nicht bloß ein hinreißender Magier des deutschen Wortes, sondern auch gescheiter, als viele eingebilddete Intellektuelle es bisher begreifen konnten, und einer der wenigen Modernen, die mit der Ewigkeit im Bunde stehen. Vor allem aber ein ‚Gerechter‘ im biblischen Sinne, und es ist kein Zufall, daß er im Alten Testament auf eine erstaunliche Weise zu Hause war, ja

sprachlich und gedanklich von ihm herzukommen schien. Mitunter dünkt mich, daß Anmut und Würde eines einsamen Gottesreiters mahnend auf das Eingangstor eines Friedensreiches weisen, von dem wir nur noch träumen dürfen.

Gekürzter Text aus „Ernst Wiechert — der Mensch und sein Werk“ — Desch-Verlag, München, 1951.

GERHARD KAMIN

### ... Wenn man das Einfachste versucht

Das Königsberg der dreißiger Jahre. Auf den Hufen, dem Vorstadt- und Villenviertel, flutet der Verkehr zur Innenstadt: am Park Luisenwahl, am Hufengymnasium, Tiergarten, Schauspielhaus und Nordbahnhof vorbei zum Steindamm und zu den Langgassen. Auf der breiten Hufenallee strömen die Schüler radelnd oder zu Fuß zu ihren Schulen. Zehn Minuten vor acht folgt, meist auf der anderen, weniger begangenen Straßenseite, eine hohe Gestalt dem Strom — ruhig, mit gleichmäßig bemessenen, zögernden Schritten, die Mappe und den Regenschirm im linken Arm, den großen breitrandigen Hut auf dem Kopf —, kommt vor dem Eingang zum Hufengymnasium herüber und geht, hin und wieder mit einem langsamen Lüften des Huts und einem unbeweglichen, ernsten Gesichtsausdruck dankend, ohne den Blick mehr als für einen winzigen Augenblick auf den Grübenden zu wenden, in distanzierter Gelassenheit an den Sich-Drängenden, in seiner Nähe Verstummenden vorbei. Es ist Ernst Wiechert in der schon dunklen Zeit seiner Vereinsamung, seiner Anklagen gegen die betriebsame Verflachung der Erziehung und des allgemeinen Lebens.

Über den Schulhof sieht man seine Gestalt sich der kleinen Seitentür nähern und im Innern des Gebäudes irgendwo in einem abseitigen Winkel auf das Klingelzeichen zum Beginn des Unterrichts warten. Noch einmal, für ein paar Augenblicke, sieht man ihn mit einem spöttischen und verweisenden Blick auf alberne oder verschlafene Schülersgesichter an den geöffneten Klassentüren vorbei die Flure entlanggehen, und jedes behutsame Setzen des Fußes ist wie ein Zeichen unerschütterlicher Bestimmtheit und unzerstörbarer Form.

In der Klasse immer dasselbe Bild: der Stuhl, der neben das Katheder oder dicht an die Heizung gerückt wird — von wo aus Ernst Wiechert, ein Bein über das andere geschlagen, seine ruhigen, oft spöttischen und scharfen Blicke über die Bankreihen schickt, sie im gegebenen Augenblick mit lakonischen Randbemerkungen eigenster Prägung begleitend . . .

Es klopft. Ein ‚Studienrat‘ steht an der Tür. Verlegen sagt er: ‚Verzeihung, ich störe doch nicht, Herr Kollege?‘

Ernst Wiechert: ‚Natürlich stören Sie. Aber das läßt sich nicht ändern.‘ — Zwanzig Primaner blicken in das völlig ruhige Gesicht Ernst Wiecherts, der gelassen die Störung hinnimmt. Als sich die Tür wieder schließt, sagt er ernst und fast bitter: ‚Auch das sollten wir lernen: wahrhaftig, statt leutselig zu sein‘, und versucht langsam den Gedanken wieder aufzunehmen, in dem er unterbrochen wurde.

Zwei Stunden später auf dem Schulhof. Mit hochgeschlagenem Mantelkragen, die Hände in den Taschen, geht Ernst Wiechert zwischen Schülerhorden hindurch zu einer abgelegeneren Stelle des Hofes: einem einsam stehenden Baum, hinter dem er wie hinter einer Schutzwehr stehenbleibt und lächelnd beobachtet. Er richtet den unbedeckten Kopf mit der hohen, freien Stirn und dem leise wehenden Haarkranz auf eine Ansammlung von Tertianern, die sich auf hilflose Sextaner stürzen. Er rührt sich nicht von der Stelle. Er hebt nur die Hand und winkt ein paarmal mit einer unnachahmlich gleichbleibenden Bewegung mit dem Zeigefinger, bis die ersten der Balgenden, von anderen aufmerksam gemacht, es merken und der Rädelsführer, von einem Primaner herangeholt, sich Ernst Wiechert nähert.

„Wohl verrückt geworden, mein Freund, was?“ Sein empörter, noch im Schimpfen leidvoller und bekümmertes Blick geht bis ins Innerste. In schlimmen Fällen eine wohlgezielte Backpfeife, und das Maß ist wiederhergestellt, mit einer Geste mehr als mit Worten und immer ohne den unbeherrschten Zorn und die moralisch gefärbte Weitschweifigkeit von Aufsehern.

Die Entscheidung — für längere Zeit wenigstens — ist gefallen. Das Kompromißlose einer eigenen, Tragik und aufgegebenen Schuld nicht ausweichenden Lebensführung hat die erste Trennung vom Amt zur Folge. Ich sitze an den Abenden oft auf seiner Mansardenstube in Maraunenhof. Zum Schutz gegen jeden Lärm hat er die Tür zu seinem Arbeitszimmer verdoppeln lassen.

Wenn ich komme, öffnet er sie langsam und lächelt. — Still ist es innen. Auf dem langen Schreibtisch mit den lose geschichteten Manuskriptblättern brennt die Lampe und wirft einen gedämpften Schein auf die Regale mit den Büchern, die ich vor ein paar Tagen aus den Kisten ausgepackt und für ihn eingeräumt habe. Wie immer erzählt er zuerst von seiner Arbeit. Er schreibt am ‚Jedermann‘ und an verschiedenen kleinen Aufsätzen. Einmal frage ich ihn, ob er nie in Sorge darüber sei, daß es gelingen werde, was er schreibt, ‚Wenn ich beginne‘, sagt er leise und sieht an mir vorbei ins Leere, ‚kommt das andere von selbst. Es ist immer alles da. Die Sorge, ob es gelingt, wird jedesmal bei der Arbeit zerstreut.‘

Nach langen Gesprächen helfe ich ihm am späten Abend beim Spülen des Geschirrs. Bis in die letzten Verrichtungen ist er von einer peinlichen Ordnungsliebe, und ich sehe auch dort in Maraunenhof sein blankgeputztes Fahrrad, dessen Pflege er nie vernachlässigt. ‚Die Menschen in der Straßenbahn‘, sagt er, ‚staunen mich wie ein Wunder an und reden über mich, wenn ich komme. So ist es, wenn man das Einfachste und Natürlichste versucht: ein Mensch zu sein und zu leben, wie das Gewissen es befiehlt.‘

Wenn ich gehe, kommt er bis zum Gartentor mit. Jedesmal, bevor er mir die Hand gibt, blicken wir zum Nachthimmel auf. Leise sagt er: ‚Der silberne Wagen, sehen Sie . . . ?‘ und nickt mir lächelnd zu, wenn ich im Licht der Straßenlaterne noch einmal zurückblicke. ‚Auf Wiedersehen . . .‘ Behutsam spricht er die Silben, wie eine Verheißung. Und geht langsam ins Haus zurück.

Erschienen im Aufstieg-Verlag, München — 1959.



Der Pianist Wilhelm Kempff bei Ernst Wiechert, 1937

WILHELM KEMPF

### *Auszug aus „Die Glocke“*

... Da hatte vor mir aufgeschlagen gelegen das kleine Büchlein von Ernst Wiechert, das noch heute eine ganze Welt für mich bedeutet, das Büchlein, welches in prophetischer Schau unser heutiges Schicksal Wort für Wort aufgezeichnet hat. Es ist das ‚Spiel vom deutschen Bettelmann‘. — Eine Stuttgarterin hatte mir das Büchlein auf den Weihnachtstisch gelegt, und den Meinen mochte es sonderbar und seltsam vorgekommen sein, daß ich nur noch für das kleine, graue Bändchen Augen zu haben schien — oder waren es schon die Klänge, die sich noch ungeboren hinter den Schriftzeichen geheimnisvoll verbargen und doch schon zur ersten Gestalt empordrängten?

... Und bei der Stelle, wo es heißt:

Wie er am Tisch saß in Herrlichkeit,  
bis Gott ihn schlug mit Krieg und Leid.  
Wie er betteln ging und die Treber aß  
und wie der Fürst der Welt über ihm saß.  
Und weil sie ihn schlugen bis zu dieser Stund,  
und wie er dich ansieht todeswund,  
ob du ihm nicht helfen wollest, du Bruder sein' —

da war es mir gewesen, als hätte ich ein Paar Augen auf mich gerichtet gesehen — und ich wußte zum ersten Male, daß es nicht gut ausgehen würde mit uns allen, wenn wir nicht jetzt noch umkehrten.

Und ich war nicht erschreckt, als mir dann kurz darauf die Wirklichkeit jene Augen zeigte, die mich in jener Nacht angeblickt hatten. So und nicht anders konnten nur die Augen aussehen desjenigen, der diese Worte geschrieben hatte, die dann zur Keimzelle zur Kantate vom ‚Vertriebenen Sohn‘ wurden. — Daß diese Augen mir zu Freundesaugen wurden, das buche ich mit Dankbarkeit auf der rechten Seite meines Lebenskontobuches, wo die Aktiva sorgsam aufgezeichnet sind. Denn es gibt sehr wenige Menschen, die diese Sprache der Augen zu sprechen vermögen, und auch nicht viele, die sie deuten können. Das Tiefste in uns bleibt ungesagt. Ich konnte aus dieser Sprache so vieles herauslesen, so viele Ängste um die, die ihm am nächsten standen . . . Und wenn es dann ganz still geworden war und draußen die Konturen der Berge verdämmerten, dann konnte es geschehen, daß der Dichter den Bechstein öffnete, und daß, als die Klänge ebenso im Raum verdämmert waren, eine leise Stimme vom Kamin her tönte: ‚Gerade dies war es, das ich mir gewünscht hatte‘, und er die Decke fröstelnd um die immer schmerzenden Knie legte, der König der Stillen. Ich weiß, daß er diesen Titel von sich weisen würde, und nur leise flüsternd entgegnete: ‚Auch einer, auch einer von denen, die stille geworden sind.‘

Entnommen aus „Ernst Wiechert — Der Mensch und sein Werk“, Desch-Verlag, München, 1951.

(Das „Spiel vom deutschen Bettelmann“ wurde von Wilhelm Kempff, der eng mit Ernst Wiechert befreundet war, vertont. — G. K.)

ERNST WIECHERT

### *Auszug aus „Weihnachtspredigt für Tiere“*

‚Als ich ein Kind war, hatte ich einen Kranich. Er lebte in meinem Garten, und der Garten war der Garten Eden, in dem wir als zwei Brüder miteinander wohnten. Um die Mittagsstunde lag ich auf dem Rasen und rief nach meinem Vogel. Er kam und blieb zu meinen Füßen stehen. Dann legte er sich nieder, daß sein Leib zwischen meinem Arm und meinem Herzen lag und verbarg seinen Kopf an meiner Brust. Ein leise träumender Laut kam unaufhörlich aus seiner Kehle, unsäglich geborgen und glücklich. Meine Hand strich über sein bläuliches Gefieder wie über die Wange eines Kindes und dann schliefen wir ein, während die Bienen über uns summten und der Pirol vom Walde rief.

Ja, ich bin sein Schuldner für Zeit und Ewigkeit. Ich bin ein Schuldner jeder Drossel, die am Abend in den Fichten sang, als ich meine Verse schrieb, ein Schuldner jener jungen Schwalbe, die einst auf meiner Schulter saß, als ich zum erstenmal aus dem Kriege kam, ein Schuldner des Pferdes, das mich trug, des Hundes, der mich tröstete, ein Schuldner aller derer, die mich nun in meiner Stille besuchen, von den Meisen vor meinem Fenster bis zu dem Weberknecht, der jeden Abend auf meinem Schreibzeug sitzt und zu meiner schreibenden Hand hinübersieht.

Ach, ich möchte euch soviel Gutes tun, ich möchte ein Zauberer sein und an diesem Heiligen Abend durch eure Wohnungen gehen, durch die Tannen des Win-

terwaldes und die Höhlen der Erde, zu den kalten Nestern, wo das Eichhorn schläft und unter der Rinde der Bäume, wo die Käfer ruhn. Ich möchte euch Futter streuen und Frieden mit meiner Hand, und ich möchte zu euch sprechen können, daß ihr mich versteht. Ja, ich möchte wohl Lichter anzünden auf einem Baum der tiefen Wälder und euch zu mir bitten, ihr Vergessenen.‘

aus ‚Es geht ein Pflüger übers Land‘ — Desch-Verlag, München

ERNST WIECHERT

### *Aus der Abschiedsrede an die Königsberger Abiturienten*

(gehalten am 16. 3. 1929 im Hufengymnasium, Königsberg)

‚Ihr könnt der Menschen Knechte werden, aber ihr könnt auch der Knechte Menschen werden. Ihr wißt, daß es keine goldene Straße ist. Sie führt nicht zu den Gehaltsstufen, nicht zu den D-Zügen, nicht zu dem, was die Leute das Glück nennen. Aber sie führt aus den Städten und Märkten der Leute auf die stillen Wege des Menschen . . . Meine Freunde, es ist nicht nötig, daß es mehr Geld auf der Welt gibt, mehr Parteien, Sekten, Vereine, Weltanschauungen. Aber es ist nötig, daß es etwas weniger Tränen auf der Welt gibt, etwas weniger Unrecht, etwas weniger Gewalt, etwas weniger Qualen. Wer in diesem Jahrhundert auf die Erde tritt, hat nicht dafür zu sorgen, daß die Gemeinschaft der Satten und Zufriedenen sich vermehre, sondern daß die Gemeinschaft der Erniedrigten und Beleidigten sich vermindere.‘

### *Aus einer Rede „Der Dichter und seine Zeit“*

(gehalten am 16. 4. 1935 im Auditorium Maximum der Universität München)

‚Wenn ich Sie damals (1933) bat und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt und niemals, meine Freunde, niemals zu dem Heer der Tausende und Abertausende zu gehören, von denen gesagt ist, daß sie ‚Angst in der Welt‘ haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes so zerfrißt wie Feigheit.‘

### *Ernst Wiechert über den Krieg*

‚Ich tue meine Pflicht und oft mehr als das, nicht aus Begeisterung oder verzweifelnder Tapferkeit, sondern weil so viele verstörte Augen auf mich gerichtet sind. Ich vergesse nie, was ich meinen Achselstücken schuldig bin und daß ich einmal meinem Vater werde Rechenschaft ablegen müssen. Nicht meinem Regimentskommandeur, der im Hinterland Rebhühner schießt, und nicht dem Kaiser, der die Entfernungen zur holländischen Grenze abmißt, sondern meinem Vater allein, von dem ich mein Sittengesetz empfangen habe.‘

Aus „Jahre und Zeiten“, Desch-Verlag, München

## Ernst Wiechert im Konzentrationslager Buchenwald

(Der Name Johannes ist ein Pseudonym für Ernst Wiechert)

„Sie wurden um 4 Uhr geweckt, alltags wie sonntags, wuschen sich im Freien, empfingen ein braunes Getränk oder einen Becher Suppe, wozu sie ihr Brot aßen, und standen ein Viertel vor fünf auf dem Appellplatz.“

Sie wurden gezählt, gemeldet, eingeteilt, und wie sie dastanden, der neue Transport, Siebzehnjährige und Siebzugjährige, kamen sie zur Gruppe der Steinträger, ‚vorläufig‘, wie der Pfarrerssohn lächelnd bemerkte.

Sie standen bis sechs Uhr auf ihren Plätzen und wurden dann durch das Tor geführt in den Wald hinein bis in die Gegend des Steinbruches, von wo sie dann ihre Lasten einen Kilometer weit bis zur Baustelle einer neuen Straße zu schleppen hatten. — Seine Schultern wurden wund von den scharfen Kanten der schweren Last. Zuerst glaubte er, daß es eine Erleichterung sei, als man ihn zu der Gruppe stellte, die auf rohen Holztragen die Steine trug. Aber die Last war nun viel größer, und seine Hände hielten sie gerade immer von Pause zu Pause. Dann zeigte man ihm, wie man mit zwei Taschentüchern sich kurze Schlingen um die Handgelenke band, so daß das Gewicht nun nur zur Hälfte in den Fingern lag. Dafür schnitt die Last in die Haut der Gelenke ein, aber er ertrug es, wie er es die anderen ertragen sah, und niemand sollte ihn schwach sehen, ehe er zusammenbrach. — — —

Sie wurden von Vorarbeitern beaufsichtigt, Gefangenen wie sie, die ihnen nichts zuleide taten, aber die mit Flüchen und Schlägen über die Schwachen herfielen, sobald ein Posten sich sehen ließ. Das System bestand darin, daß der Vorarbeiter abends ‚über den Bock ging‘, sobald die Arbeitsleistung nicht erfüllt war, und daß er sich natürlich an seine Leute hielt, um dem zu entgehen. Das Los fiel wie immer auf die Schwachen und Kranken.

Johannes lud einen der Kalksteine auf seine Schulter und begann seinen Weg. Die Sonne brannte erbarmungslos auf die nackte Erde, die Luft flimmerte, und schon nach der ersten Stunde stieg die Vision dessen vor den schmerzenden Augen auf, das hier am unerreichbarsten war: des Wassers. Es war bei Prügelstrafe verboten, vor oder während oder nach der Arbeit einen Tropfen Wasser zu trinken, unter dem Vorwand, das Wasser sei choleraverdächtig. Während einer fast dreizehnstündigen erbarmungslosen Arbeitszeit, in der es verboten war, sich aufzurichten und nur eine Minute zu eratmen, bei einer gnadenlosen Sonne und Temperaturen bis zu 35 Grad im Schatten, empfingen sie nichts als um die Mittagszeit einen halben Becher einer lauwarmen Brühe, indes der Körper in jeder Minute Ströme von Schweiß verlor.

Von allen Verruchtheiten, die ein menschlicher Sinn hier erdacht hatte, schien Johannes dies die verruchteste. Es wäre niemandem in den Sinn gekommen, Wasser für sie abzukochen — wenn der Vorwand schon auf Wahrheit beruhte — und es mit etwas Tee oder ähnlichem zu versetzen. Für sie, die das ganze Lager mit unzähligen Gebäuden, Straßen und Einrichtungen aus einem bewaldeten Berg herausgehoben hatten, mit in Wahrheit blutenden Händen und mit Toten, die sich zu Bergen getürmt haben würden, hätte man sie übereinandergelegt.

Doch war es wahrscheinlich, daß es manchem in den Sinn gekommen war, aber daß ein besonderer Reiz darin lag, zu den ungezählten anderen Qualen auch diese zu fügen, von der man wußte, wie sie den Menschen zerbrach, und der man, im Schatten stehend, behaglich zuschauen konnte.

Der Ärmste unter allen aber war ein junger Mensch, der noch ein Jahr zuvor bei der Polizei Dienst getan hatte, bis ein einziges Jahr des Lagerlebens ihn zerbrochen hatte. Er hatte ein schmales, verhärmtes Kindergesicht, seine Uniform hing in Fetzen an ihm herunter, er sprach nie, er lächelte nie, er weinte nie. Er konnte eine Stunde lang dastehen, den gestorbenen Blick in die Ferne gerichtet, ohne Mütze, indes der Regen auf sein braunes Haar fiel und an seinen Wangen herunterrieselte. Er war wie ein abgestorbener junger Baum, aller Zweige und auch aller Wurzeln beraubt, und ein Vogel hätte sich zu flüchtiger Rast auf ihn niederlassen können, wenn es Vögel im Lager gegeben hätte. Aber es gab keine. So verflucht war diese Stätte, daß auch die Vögel nur hinter Gittern saßen.

Ihn konnte Johannes lange ansehen, und er meinte manchmal, wenn Christus einmal wiederkäme und durch dieses Lager ginge, dann würde er bei diesem zuerst stehenbleiben und den Regen aus seinen Augen wischen . . .

\*

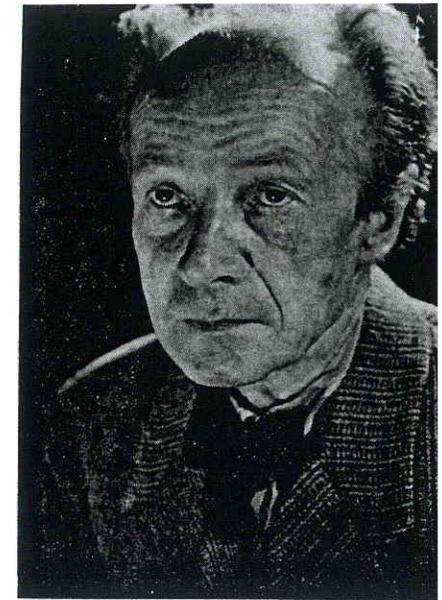
„Ein merkwürdiger Mensch“, sagte jemand in seiner Baracke. „Als er ankam, war sein Gesicht wie aus Stein, und nun, wie er fortgeht, ist es ebenso.“ Ja, auch dieses hatte Johannes gelernt. Es war keine Welt, in der es gut war, das Herz bis in die Augen steigen zu lassen.

\*

„Welche Scham für das Menschengeschlecht, zu meinen, daß mit körperlicher Züchtigung Weltanschauungen zu rächen oder auszutreiben wären! Welch ein vernichtender Maßstab auch für die Kultur so mancher Völker der Gegenwart! Und waren nicht hundertundfünfzig Jahre vergangen, seit Mozart die Arie reiner Menschlichkeit in der Zauberflöte geschrieben hatte?“

### Ein Rückblick auf die Zeit im Konzentrationslager

„Es wäre zuviel gesagt, wenn ich behaupten wollte, daß ich es (Gefängnis und Lager) überwunden hätte. Ich habe es aufgenommen und verwandelt, aber ich habe es niemals so überwunden, daß es ausgelöscht wäre. Ich habe alles vergeben, aber ich habe nichts vergessen. Es gibt keine Stunde vor dem Einschlafen, in der es nicht wieder da wäre, nicht mein eigenes Leiden, sondern das der anderen. Es ist so eingebrannt, Gesichter und Gebärden, daß es nicht aus der Haut der Seele zu tilgen ist. Und es ist nicht nur die Haut. Ich sehe es ohne



Ernst Wiechert, 1946

Bitterkeit, aber ich sehe es mit Gram, und ich kann dessen nicht gewiß sein, daß ich es niemals wieder auf dieser Erde sehen werde. Ja, ich bin dessen gewiß, daß es inzwischen wieder geschehen ist. Es ist das schwere Wissen, daß die Menschheit und die Menschlichkeit geschändet werden können und daß das Geschehen oder Nichtgeschehen dieser Schändung nur von der Gewalt abhängt, von der Gewalt der Guten zwar, aber doch von der Gewalt, mit der es verhindert werden kann. Nicht von der Menschheit und Menschlichkeit an und für sich.'

Aus „Der Totenwald“ und „Häftling Nr. 7188“, beide im Desch-Verlag, München.

REINHOLD SCHNEIDER

### *Erlebnis Buchenwald*

„Er fühlte“, sagte Ernst Wiechert von seiner Ankunft in Buchenwald, „wie durch das Bild Gottes ein Sprung hindurchlief, der nicht mehr heilen würde.“ Wir müssen diesen Satz stehen lassen, ohne den Versuch zu machen, ihn zu entschweren. Wir wollen ihn vielmehr so ernst nehmen, wie er es verdient. Es wäre sehr sonderbar, wenn wir das Recht beanspruchten, dem Dichter daraus einen Vorwurf zu machen. Er hat das ganze harte Problem des Leidens in die Zeit gestellt — so wie es auch Käthe Kollwitz getan hat, mit der er nicht nur die verlorene Heimat gemeinsam hatte; wir sollten dankbar dafür sein und uns um die Antwort mühen, ohne das Leid zu verschleiern. — Dem Dichter sind, innerhalb seines Bereichs, Geschöpfe und Dinge anvertraut und er darf nicht schweigen und uns nicht schweigen lassen — von dem Unrecht, das ihnen geschieht.

Aus „Ernst Wiechert — Der Mensch und sein Werk“, Desch-Verlag, München, 1951.

\*

Ernst Wiechert schenkte von dem Ertrag seines Berichtes über das Konzentrationslager Buchenwald der Gemeinde Degerndorf/Oberbayern (ungefähr drei Kilometer von seinem Wohnsitz Hof Gagert entfernt) drei Glocken für ihre Kirche.

\*

Der Zeiger fällt, das Jahr vergeht,  
das neue nun an der Schwelle steht.  
Im Dunklen stehn wir, ganz allein,  
das Volk des Kreuzes, voller Pein.  
Der Vorhang reißt, der Tempel bricht,  
wir heben auf das Schmerzgesicht.  
Wir beten: „Unser Herre Gott,  
wollest uns geben unser täglich Brot!  
Wollest uns geben einen frommen Mut,  
wollest uns geben ein brüderlich Blut!  
Wollest uns wieder nehmen an Deinen Thron  
als Deiner Völker verlorenen Sohn!“

aus „Das Spiel vom deutschen Bettelmann“ — Desch-Verlag, München, 1945

### *Auszug aus dem Brief Ernst Wiecherts an Expositus Betzinger*

(9. 2. 1946)

„Sehr verehrter Herr Expositus!“

Nachdem wir manche Stunde in ernsten und wohl auch betrübten Gesprächen über Gegenwart und Zukunft verbracht haben, ist es mir eine herzliche Freude, heute mit einer frohen Botschaft zu Ihnen und Ihrer Gemeinde zu kommen.

Und sie heißt ohne alle Einleitung so: daß, wenn alles gut geht, wie ich denke, Sie in ein paar Monaten die drei Glocken wieder über Dorf und Felder läuten hören werden, die Sie so lange und so schmerzlich vermißt haben. Zwar werden es nicht die alten sein, sondern neue, aber in derselben Tonart, und sie werden in Aarau in der Schweiz gegossen werden, und ich bitte Sie und die Gemeinde, sie als Geschenk von mir anzunehmen . . .

Sie dürfen sich mit keinem Wort um das bekümmern, was die Glocken ‚kosten‘. Ich kann meine Schweizer Honorare dazu verwenden, und ich weiß nicht, wie ich sie besser verwenden könnte. Denken Sie dabei immer an das schöne chinesische Wort: „Gib denen, die hungern, von deinem Reis, gib denen, die leiden, von deinem Herzen!“ Und dafür, daß wir behütet geblieben sind, kommt es uns wohl zu, auch anderen Freude zu machen. Mir aber wird es immer wie eine Krönung meines Lebenswerkes sein, wenn ich zum ersten Male die Glocken über den Wald hin werde tönen hören . . .

Möchte diese Botschaft Ihnen allen soviel Freude machen wie mir und möchte es ein Zeichen dafür sein, daß die Liebe auch die politischen Grenzen zwischen den Ländern überwindet, so wie sie einmal den Haß überwinden wird.

In herzlicher Verbundenheit

Ihr Ernst Wiechert'

Ernst Wiecherts selbst verfaßte Glockensprüche, die auf den Glocken stehen, lauten:

„Wenn nichts auf dieser Erden bliebe,  
so bleibt mein Klang an jedem Ort.  
Ich rufe Liebe, Liebe, Liebe  
als Gottes erst und letztes Wort.“

Ich schlage Stunden, Tage, Jahre,  
der Herzen Lust, der Herzen Leid,  
ich segne Wiege, Kranz und Bahre,  
ich knüpfe Zeit an Ewigkeit.“

„Ich hüte den Hof,  
ich segne die Saat,  
ich heile das Herz.“

*Für Ernst Wiechert*

Sechzig Jahre: der silberne Hauch des Herbstes umweht dich,  
Wie er dich gütig in seinen Feierabend geleitet.

Purpurn und goldgelb sind

Früchte und Blumen und Blätter; zuweilen  
Löst sich ein Blatt und schmilzt in die zärtliche Luft. Voll  
Garben

Stehn die Felder, die letzten Ähren sammelt ein Armer.  
Vögel singen nicht mehr. Aus dem verzauberten Schweigen  
Steigen Töne wie Duft, sonst keinem Ohr vernehmbar.  
Sinnend lauschst du den Geisterstimmen  
in dir und den Dingen.

(Erschienen in ‚Ernst Wiechert — Der Mensch und sein Werk‘, Desch-  
Verlag, München, 1951)

*Ernst Wiechert an Gerhard Kamin*

Aus: ‚Briefe an einen Werdenden‘, Washington State University Press (Es  
handelt sich um 62 Briefe Ernst Wiecherts an Gerhard Kamin, die Professor  
Sumner Kirshner in deutscher Sprache mit englischem Kommentar herausbrachte).

„Hof Gagert, 29. Februar 1940

Mein lieber Gerhard Kamin,

seien Sie sehr bedankt für Ihren Brief vom 14. — Nein, wir wollen nicht traurig  
sein, daß so viele das Feuer des Glaubens und der Liebe aus unserer damaligen  
Zeit verloren haben. Vielleicht haben sie anderes dafür gewonnen, vielleicht  
haben sie es noch und wenden es nur an andere Menschen und Dinge. Und wenn  
sie erkaltet sind, waren wir vielleicht nicht warm genug. Das Schicksal hat immer  
recht; es steht uns nicht zu, mit ihm zu rechten. Auch gibt es am Ende des Lebens  
immer eine ungefälschte Rechnung.

Die Stare, Lerchen und Finken sind da, und auch bei Ihnen wird der Frühling  
eingekehrt sein. Aber ich kann die alte Freude nicht aufbringen. Es ist mir, als  
trage er soviel Unsichtbares und Unmeßbares in seinem Schoß, daß es nicht mehr  
der alte Frühling ist, der nichts zu tun hatte, als die Erde wieder grün und neu  
zu machen. Doch bleibt uns wohl nichts übrig, als ihn hinzunehmen, wie er  
kommt. Auch er wird Samen ausstreuen, und Erde und Herzen werden ihn  
empfangen.

Ich möchte gern, daß Sie mir schreiben, ob wir Ihnen etwas schicken können,  
was Sie brauchen. Viel ist heute nicht möglich, das wissen Sie aus Ihren  
Urlaubstagen, aber vielleicht doch etwas. Auch wenn Sie bestimmte Bücher gern  
haben möchten, sagen Sie es mir bitte.

Ich bin beim Lesen wieder zu meinem alten Sehnsuchtsland, dem dunklen Erd-  
teil, zurückgekehrt und tief in Livingstone, Junker und die anderen versunken.

Daß ich niemals den Kongo hinunterfahren werde, wird immer eine leise Trauer  
meines Lebens bleiben, aber schon bei Flaubert steht zu lesen: ‚La grande  
tristesse durera toujours.‘ Wie gebrechlich und unzulänglich ist unser kurzes  
Menschenleben, und wieviel allein wird ungelesen bleiben, was ich lesen möchte.  
Der Glaube an die Wiedergeburt war doch ein schöner Glaube mit einem tiefen  
Sinn und ein Märchending wie der ‚Wunschring‘ oder das ‚Tischlein deck dich.‘  
Zwei Tage war Wilhelm Kempff bei uns, und bei seinem Klavierspiel habe ich  
viele vergessen, was mich bedrückt. Am Sonntag waren wir dann alle mit ihm  
in seinem Konzert. Bach, Mozart, Beethoven. Das ist die Freude jenseits aller  
Vernunft, und bei den ersten Tönen der Arietta hört diese Welt auf, und jene  
andere steigt auf, die hinter allen Schmerzen und allem Tode steht. Möchten Sie  
dies doch draußen auch ab und zu haben. Viele Soldaten in Stiefeln und Feldrock  
waren da, und es war schön, in ihren Gesichtern den Widerschein dieser anderen  
Welt aufleuchten zu sehen.

Leben Sie wohl, mein lieber G. K., und schreiben Sie Ihrer Frau gute Briefe.  
Immer haben es die Frauen am schwersten, und nicht immer können wir es ihnen  
leichter machen.

Alle guten Wünsche von uns allen, am meisten von Ihrem Ernst Wiechert.’

*Ein Brief von Frau Lilje Wiechert an die Frau von Gerhard Kamin -  
zwei Tage vor Ernst Wiecherts Tod*

(Gerhard Kamin und seine Frau waren mit Frau Wiechert bis zu ihrem Tode  
— 12. August 1972 — befreundet.)

„Rütihof, Dienstag, 22. August 1950

Liebe Frau Melitta,

gestern kam Ihr lieber Gruß an meinen Mann und mich, und wir beide danken  
Ihnen von Herzen, allen, die an diesem heimatlichen Kränzchen (aus Heide-  
kraut — G. K.) liebevoll gearbeitet haben. Ich habe es meinem Mann ans Bett  
aufgehängt, und er kann es immer sehen. Es geht in den letzten Tagen nicht gut,  
immer wenn das Fieber kommt; die Ursache davon ist so vielfach, doch fürchte  
ich, daß eine durch die vielen Spritzen niedergehaltene Entzündung in der Lunge  
oder des Rippenfells der Grund dazu sein kann. Der Arzt kommt täglich, und das  
ist beruhigend, obgleich nicht viel gemacht werden kann, nur gelindert.

Verzeihen Sie, daß es so wenig ist, was ich schreiben kann, es nimmt alles hier  
einen so ungeheuren Raum ein, und viel Kraft ist täglich aufzubringen. . . . Herz-  
lich Ihre Lilje Wiechert.’

\*

Ernst Wiechert starb am 24. August 1950. Seine Ruhestätte befindet sich auf dem  
Friedhof in Stäfa (am Züricher See).



Ernst Wiechert, 1945/1946

ERNST WIECHERT

*Es geht ein Pflüger übers Land*

Es geht ein Pflüger übers Land,  
der pflügt mit kühler Greisenhand  
die Schönheit dieser Erden.  
Und über Menschenplan — und Trug  
führt schweigend er den Schicksalspflug,  
vor dem zu Staub wir werden.

So pflügt er Haus und Hof und Gut  
und Greis und Kind und Wein und Blut  
mit seinen kühlen Händen.  
Er hat uns lächelnd ausgesät  
und hat uns lächelnd abgemäht  
und wird uns lächelnd wenden.

Rings um ihn still die Wälder stehn,  
rings um ihn still die Ströme gehn,  
und goldne Sterne scheinen.  
Wie haben wir doch zugebracht  
wie ein Geschwätz bei Tag und Nacht  
so Lachen wie Weinen.

Nun lassen Habe wir und Haus,  
wir ziehen unsre Schuhe aus  
und gehn mit nackten Füßen.  
Wir säten Tod und säten Qual.  
Auf unsren Stirnen brennt das Mal,  
wir büßen, wir büßen.

Und nächtens pocht es leis ans Tor,  
und tausend Kinder stehn davor  
mit ihren Tränenkrügen.  
Und weisen still ihr Totenhemd  
und sehn uns schweigend an und fremd  
mit schmerzversteinten Zügen.

O gib den Toten Salz und Korn  
 und daß des Mondes Silberhorn  
 um ihren Traum sich runde!  
 Und laß indessen Zug um Zug  
 uns leeren ihren Tränenkrug  
 bis zu dem bittern Grunde.

Und gib, daß ohne Bitterkeit  
 wir tragen unser Bettlerkleid  
 und deinem Wort uns fügen.  
 Und laß uns hinterm Pfluge gehn,  
 solange die Disteln vor uns stehn,  
 und pflügen und pflügen.

Und führe heut und für und für  
 durchs hohe Gras vor meiner Tür  
 die Füße aller Armen,  
 Und gib, daß es mir niemals fehlt  
 an dem, wonach ihr Herz sich quält:  
 ein bißchen Brot und viel Erbarmen.

### Text der Schriftprobe

Hof Gagert, 13. Juni 1940

Mein lieber Gerhard Kamin,

es war so schön, nach so langem Warten und nach so viel Sorgen endlich ein Lebenszeichen von Ihnen zu haben, und ich danke Ihnen sehr. Ich bin sehr glücklich, daß Sie behütet geblieben sind, ebenso wie Dr. H., der in Calais das Meer gesehen hat.

Ich glaube, daß Sie die Bilder, die an Ihnen vorüberziehen, anders ansehen als die meisten. Denken Sie immer, daß Sie wie Peer Gynt 'mitten hindurch' müssen. Einmal reift auch die bitterste Saat. Meine Gedanken sind immer bei Ihnen, und ich wünsche, es wäre bald zu Ende, damit unsere Hände wieder säen können. Leben Sie wohl, sehr wohl, und seien Sie herzlich begrüßt von uns allen

und von Ihrem Ernst Wiechert

Hof Gagert, Treppenflur, und Handschrift Ernst Wiecherts ►



Mein lieber Gerhard Kamin,  
 es war so schön, nach so langem Warten und nach so viel Sorgen endlich ein Lebenszeichen von Ihnen zu haben, und ich danke Ihnen sehr. Ich bin sehr glücklich, daß Sie behütet geblieben sind, ebenso wie Dr. H., der in Calais das Meer gesehen hat.  
 Ich glaube, daß Sie die Bilder, die an Ihnen vorüberziehen, anders ansehen als die meisten. Denken Sie immer, daß Sie wie Peer Gynt 'mitten hindurch' müssen. Einmal reift auch die bitterste Saat. Meine Gedanken sind immer bei Ihnen, und ich wünsche, es wäre bald zu Ende, damit unsere Hände wieder säen können. Leben Sie wohl, sehr wohl, und seien Sie herzlich begrüßt von uns allen  
 und von Ihrem Ernst Wiechert

13.6.40

## *Dem Gedenken Ernst Wiecherts*

Zur Einweihung der Ernst-Wiechert-Gedenkstätte im Haus Königsberg in Duisburg, am 20. Oktober 1968.

Liebe Festgemeinschaft,

wir sind glücklich und sehr dankbar dafür, daß heute, bei der Einweihung des Königsberghauses, Ernst Wiechert zum erstenmal nach seinem Tode die Ehrung erfährt, die Deutschland ihm seit langem schuldet, und daß diese Ehrung ihm von den Menschen seiner Heimat zuteil wird. Es geht damit ein Wunsch in Erfüllung, den wir in einem engen Freundeskreis Jahre hindurch unerfüllt mit uns herumtrugen.

Spätere Generationen werden erkennen, welches Vermächtnis mit Ernst Wiecherts Leben und Werk der Menschheit übergeben ist. Wir wollen heute, bei seiner Ehrung, zurücktreten und ihn selbst, soweit möglich, zu Wort kommen lassen, vorher aber unseren Dank sagen an Frau Lilje Wiechert, die den kostbarsten Besitz ihres Hauses und ihres Lebens den Menschen ihrer Heimat und den Menschen aus aller Welt zur Verfügung gestellt hat, damit sie hüten und bewahren, was ihnen als Geschenk übergeben ist. Dank gilt allen, die mitgeholfen haben, diese Gedenkstätte zu schaffen. Den Vertretern der Stadt Duisburg, der Stadtgemeinschaft Königsberg und der Landsmannschaft Ostpreußen.

In einer Betrachtung mit dem Titel „Beim Übergang“ (aus: Es geht ein Pflüger übers Land) sagt Ernst Wiechert: „Ich sehe zurück und sehe: daß die Menschen hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, ohne daß sie satt werden. Daß Blumen zertreten auf der Straße liegen und Tiere geschlagen werden . . . Daß Junge wie Alte Fahnen, Abzeichen, Erkennungsmarken, Weltanschauungssymbole tragen und einander darum totschiessen. Daß es immer noch heißt: ‚Am Anfang war das Wort.‘ Aber daß es nicht weiter heißt: ‚Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.‘ Sondern daß es heißt: ‚Und das Wort blieb tot, und wir tanzten nach dem Wort.‘ Daß diese Masse gesund und kompakt ist wie zu allen Zeiten. Daß die Propheten gekreuzigt werden wie zu allen Zeiten und die Scheiterhaufen auf allen Feldern rauchen: In der Politik wie in der Moral, in der Kunst wie in der Religion, in der Schule wie in den Todeskammern der Zuchthäuser.

Ich sehe voraus und sehe: daß meine Brüder auf der Erde nicht sterben werden. Meine Brüder, die jede zertretene Blume aufheben und jedes geschlagene Tier trösten. Meine Brüder, die sich aufgemacht haben, eine Träne zu trocknen, wie andere sich aufmachen, einen Schatz zu graben. Meine Brüder, die mit verbrannten Händen ein Holzschicht aus einem Scheiterhaufen reißen. Meine Brüder, die nicht Heilige sind, sondern Sünder, aber die aus der Sünde noch Heiligkeit pressen, weil sie eine Kelter sind für die Kommenden.

Ich sehe, daß wir ein Strom sind und die Jahresanfänge uns nicht durchschneiden wie Brücken, sondern wie Schatten der Bäume, an denen wir vorüberziehen. Daß keines unserer Worte ins Leere fällt, wie keine seiner Wellen ins Leere mündet. Und daß es uns genug sein muß, wenn ein einziges Mal zwischen Quelle und Mündung ein Müder bei uns niedersitzt, um seine wunden Füße in uns zu kühlen.

Ich weiß, daß wir im Meere versinken, aber ich weiß, daß wir der versteinte Grund sein werden, auf dem die Korallen Gottes sich aufwärts bauen in ein kommendes Licht.“

Was Ernst Wiechert mit diesen prophetischen Worten sagt, ist fern vom Tagesgeschwätz fortschrittssüchtiger Schreiberlinge. Es ist das Wort eines bis aufs Blut Geprüften und Bewährten, dem der Tand der Allerweltsmeinung fremd und verdächtig geworden war. Es ist das Bekenntnis eines Menschen unserer Heimat Ostpreußen — seiner Wälder, Städte und Dörfer —, der sich aufmachte, um „die Hand an den Pflug zu legen“ und es so tat, wie es nur der tun kann, der in der Stille großer Wälder aufwuchs und in dieser Stille als Vermächtnis das empfing, was wir, obwohl mit der äußersten Bescheidenheit, die Gnade einer Sendung nennen dürfen. Ernst Wiechert hat bis an sein Lebensende eine Scham und Scheu vor „großen Worten“ gehabt. Aber er hat wohl gewußt: Der tägliche Auftrag des Schreibens hat seine Mysterien und Geheimnisse, von denen sich Außenstehende eine oft sehr vereinfachte oder verschwommene Vorstellung machen, wenn sie es überhaupt tun. Wie zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte kommt das Bleibende, in die Zukunft Weisende, durch keine Gewalt zu Zerstörende aus der Stille, zu der es — wenn die Zeit reif ist — wieder zurückkehrt. Wenn seine Wurzeln stark und gut sind, wächst es empor zu einem Baum und trägt hundertfältig Früchte. So wie es Ernst Wiechert geschah, dessen Worte „die Welt bewegten“, in einem so weitreichenden Sinn, daß heute und zu dieser Stunde ein Verzweifter oder Erleuchteter in China, am Kongo, in Kalifornien, am Nordkap, in New York oder Melbourne sein Wort als Offenbarung oder Trost ebenso vernehmen kann wie zu der Zeit, als Ernst Wiechert noch lebte.

Wir lassen in dieser Stunde die Literatur — oder Moralkritik, die sich über Leben und Werk dieses Großen unserer Heimat hermachte, beiseite. Nicht weil sie uns nichts angehe und weil wir sie fürchteten, sondern weil sie heute und an dieser Stelle zu schweigen hat.

Was wir — seine Schüler, Freunde und Vertrauten — zu beschwören versuchen, ist seine Sendung, ist sein Menschenbild, sein Vorbild, seine Einmaligkeit.

Mitten in die brodelnden Unruhen des beginnenden Jahrhunderts sandte das Schicksal uns in Ernst Wiechert einen Unbestechlichen, der in seinem Menschentum, seinem Werk und seinem Leben „Gott mehr gehorchte als den Menschen“. Der als begnadeter Erzieher der Jugend zum Freund, zum Partner und Helfer wurde, der an den überkommenen Maßstäben eines erstarrten Autoritätsglaubens rüttelte und uns freigab und reif machte für eine Lebensgestaltung der Tapferkeit, in der Wahrheit, Freiheit, Menschenwürde, Liebe und Hingabe wieder die Rolle einnehmen sollten, die ihnen im Brief an die Korinther (Kor. 1, Kap. 13) zugewiesen wird.

Was uns anrührte und für alle Zeiten unseres Lebens bewegte und festigte, war nicht nur das Erstaunliche des Versuchs. Es war die Erkenntnis, daß hier etwas völlig Verlässliches und Wahres sowohl in der Lebensführung wie in der Menschenformung uns herausforderte und aufrief. Nicht marktschreierisch und nicht verführerisch. Still, behutsam, ein wenig ironisch, wo es nötig war; in der Forderung, in der Führung und Lenkung aber von einem hohen sittlichen Ernst, einer geistigen Reife und universalen Sicht der Erkenntnis, die das Unzulängliche wissend durchschaute und es der Verkleidung und Tünche beraubte. Was an den Lauten und Stillen unter uns geschah, war etwas Einmaliges: die befreiende,

beglückende Erfahrung, daß es — dank seiner Liebe — neben der sichtbaren Welt nun wieder eine unsichtbare gab, neben der scheinbar sinnlosen eine verlässliche, neben der Verzweiflung den Trost, neben der Heuchelei die Wahrheit, neben der Feigheit die Tapferkeit; über allem aber das in die Zukunft Weisende: Liebe und Vertrauen und in ihnen die weiten Möglichkeiten reifender Erkenntnis und sinnvoller Lebensführung.

Das haben — unter den Berufenen der Erwachsenenwelt — Reinhold Schneider an Ernst Wiecherts Sendung ebenso erkannt wie Max Picard, Wilhelm Kempff wie Leo von König, Eduard Spranger wie Ricarda Huch, Käthe Kollwitz wie Hermann Hesse. Von vielen anderen zu schweigen.

Woran hier — in dieser Stunde, im Kreise seiner Schüler und Freunde und ehemaliger Ostpreußen — besonders zu erinnern ist: Ernst Wiechert ging als einer der Wenigen unter den deutschen Dichtern durch die Foltern des Konzentrationslagers in Buchenwald. Er tat es stellvertretend für viele und hat aus dem Antlitz seines Volkes damit die Züge der Brutalität getilgt, die es zu zerstören drohten. Er hat damals zahllosen Leidenden ihre letzte, bittere Stunde „sanfter“ gemacht und den Lebenden Vertrauen in das Bleibende und Unzerstörbare zurückgegeben. Es gehörte nicht nur Tapferkeit dazu. Es war der ganze Reichtum eines vertrauenden, von unumstößlichen Werten geformten Lebens dazu nötig und eine — an alltäglichen Maßstäben gemessen — unerschöpfliche Liebe. Seien wir auch für die Trauer dankbar, die Ernst Wiecherts Leben immer umschattete. Sie ist in einer verstörten Zeit ein letzter, unersetzbarer Wert und ein göltigeres Wahrzeichen verlässlicher Menschlichkeit als Härte oder Haß.

Darin lag seine Sendung, die Sendung des immer Verfolgten und Gefährdeten: Vom Abgrund des Lebens her Liebe zu verkünden, und sie so zu verkünden, daß aus ihr tausendfach neue Liebe wachsen konnte.

Die Sendung seiner Heimat aber, der für uns nicht mehr betretbaren Erde, sah er — als Voraussetzung für seine eigene Aufgabe — so, wie er es in seinem Aufsatz „Von der Sendung“ (aus: Es ging ein Pflüger übers Land) aufgezeichnet hat:

„Wir haben eine Erde für u n s , nicht nur eine Erde der Wölfe und des Elches, nicht nur eine der Dünen und der Moore, der Wälder und der Seen. Wir haben eine andere Erde als die anderen . . . Von Wind und Wolken überflutet, von Vögeln überflogen, von Wanderern durchwandert, von Namen durchklungen, von Wellen durchspült, von Tränen erfüllt . . . In ihrem Schoß schlafen verschüttete Dörfer, schläft der Bernstein aus der Zeit des Gartens Eden, schläft das Blut ungezählter Stämme, Völker und Rassen, eingepflügt vom Pflug der Jahrtausende, geeegt mit der Maschine des Fortschritts. . . Die zum Grund der Quellen niederblicken, Kinder und Tiere, Mütter, Greise und Dichter, sie sehen noch immer das Antlitz dieser traurigen Erde wie hinter verdämmendem Gitter: das Antlitz des Ostens.“

Wir glauben, daß für den deutschen Geist, wie die Gegenwart ihn kennt, die Menschen unserer Erde sehr notwendig sind und einer Sendung sehr nahe stehen, die ihm not tut. Wir wissen auch, daß auf der Tribüne unseres Vaterlandes wie auf der unserer Heimat die Luft nicht gut weht für die Sendlinge. Aber daß es niemals anders gewesen ist, wissen wir sehr wohl. Man erlaube uns aber, die Propheten zu betrachten, die aus unserer Erde aufgestanden sind, ihr Leben und Sterben. . . K i n d e r dieser Erde, in der ganzen schönen und tiefen Bedeutung dieses Wortes.



Käthe Kollwitz und der Maler Leo von König bei Ernst Wiechert

Herder steht am fernsten Ende ihrer Reihe. Er war vielleicht der erste nach Meister Eckehart, der Gott geschaut hat. Er trug seine Sendung über die ganze Erde, nicht nur in das Herz des jungen Goethe hinein, und starb als ein einsamer, verbitterter Mensch. Und dann steht Hamann auf, der in Zungen sprach und als ein Schächer das Haupt neigte, als der Vorhang zerriß. Und neben ihm der Dämon E. T. A. Hoffmann, der die Abgründe der Seele sah, lange vor Dostojewski, nur durch ein anderes Medium. Und dann ist Schweigen. . . Bis Lovis Corinth aufsteht, der sich verblutete, und nicht nur in Farben, weil die Erde sein Menschsein um tausend Jahre zu spät gebar. — Agnes Miegel steht auf, groß in Ballade und Lied, größer im Leid, stadtgeboren mit abgeschnittenen Wurzeln, die blutenden Finger am Tor der Erde, das sich leise öffnet, um eine Strophe hinzugeben, und sich wieder schließt. — Noch etwas haben wir: Käthe Kollwitz. Dieses Kind unserer Erde, was sie geschaffen hat, unter Gottes Augen geschaffen hat, während draußen die Menschen in der Finsternis wandelten.“

Längst nicht verloren ist für Ernst Wiechert, was die Menschen unserer Heimat gelebt und die Unsterblichen unter ihnen hervorgebracht haben. Mit einem seherischen Blick sagt er von Ostpreußen, dem Land, aus dem soviel Bleibendes hervorgegangen ist, im Nachwort zu den „Jerominkindern“: „Den dritten Band dieses Buches hat die Geschichte geschrieben mit schweren und grauenvollen Buchstaben, und es ist keiner Dichtung gegeben, über dieses Grauen den Schim-

mer der Verklärung zu legen. Es bleibt uns nichts, als diese Handelnden und Leidenden still in das Herz zurückkehren zu lassen, aus dem sie einmal aufgestanden sind. Der Sand wird über ihren gebrochenen Augen liegen, und wir wissen nicht, was Gott noch einmal vorhat mit diesem Sand von Sowirog."

### *Ernst Wiechert über sich selbst*

„... Dieses ist wohl das tiefste Glück und die reinste Frucht meiner Lebensmühe gewesen: daß ich so vielen in der Schwere ihres Schicksals und allen Prüfungen ihres Weges habe helfen können. Auf ihren Krankenlagern und in der schrecklichen Einsamkeit ihrer Schlachtfelder oder ihrer Kerker, ihren Ehen und ihren Anfechtungen, oder eben nur in der grenzenlosen Verlassenheit ihres Seins. Die erschöpft und ohne Freude oder Hoffnung von ihrem Tagewerk heimkehrten — wenn sie ein Heim besaßen — und dann eine Seite aus dem ‚Einfachen Leben‘ oder den ‚Jerominkindern‘ aufschlugen und sich den bleibenden Trost daraus gewannen. Nicht Hoffnungslosigkeit oder Resignation, sondern eben Trost. Den Trost der ‚kleinen Leute‘, aber er ist mehr als die großen Worte der ‚heldischen‘ Bücher. Die Welt, aus der er stammt, ist unter den Händen des Dichters eine entschleierte Welt geworden, der Illusionen und der Enttäuschungen entkleidet, und manche sagen, daß es eine entgötterte Welt geworden sei. Aber wenn auch die Götter verschwunden sein mögen, so ist doch das Göttliche in ihr geblieben: die Treue, das Tagewerk, die Güte, die Reinheit, und über allem die Liebe. Eine stille Tapferkeit ist in ihr, eine unerschütterliche Gläubigkeit, das was mich durch die bitteren Jahre gehen und sie bestehen ließ, und das ist es auch, was diese Armen und Bedrängten fühlen und was sie mir ihr Herz geben läßt. Nicht ihren Beifall, ihre Bewunderung und alles Ähnliche, was flüchtig und vergänglich ist, sondern eben ihr Herz. Die Literaten nennen es die ‚Tränen der Ladenmädchen‘, aber selbst wenn es nur diese wären, so ist noch lange nicht gesagt, daß die Tränen der Ladenmädchen geringer seien als die der Verwöhnten, die Ruhm oder Millionen besitzen. Wer unter den Tränen und dem Segen der armen Leute aus seiner Kinderwelt aufgebrochen ist, um in den Städten die Klugheit der Welt zu erlernen, hat eine stille und tiefe Erinnerung an diese Tränen bewahrt, und er möchte wie in dem Märchen vom armen und vom reichen Bruder (Ernst Wiechert: ‚Märchen‘ — Desch-Verlag, München) lieber gleich dem zu Grabe getragen werden, der die Herzen der Menschen hat leuchten lassen, als gleich dem, der ihre Augen hat leuchten lassen.“

### *Der Erzieher*

... Ich war nicht ohne Glück in meinem Beruf. Schon an seiner Schwelle erkannte ich, daß die Vermittlung des Wissens ein untergeordnetes Handwerk war, so nötig es sein mochte, daß aber die Führung junger Menschen eine Gnade war, wenn sie gelang. Daß sie den ganzen Menschen in Anspruch nahm, seine Gedanken, sein Herz, und daß der Tag für ihn nicht endete, wenn die Schulglocke läutete oder der letzte Aufsatz korrigiert war. Und daß man fortschreiten mußte,

wenn man an der Seite der sich entwickelnden bleiben wollte. An Erfahrung, an Reinheit, an Güte. Daß man niemals sich für fertig halten durfte, für vollkommen, für makellos. Daß die Suchenden nur zu den Unfertigen kamen, die so oft sagen mußten und es zu sagen bereit waren: ‚Ich weiß es nicht.‘ Direktoren und Professoren wußten alles. Auch die meisten Väter waren so, auch die meisten Pfarrer. — Fast alle Eltern dankten es mir, auch später, als mein Einfluß immer stärker und ausschließlicher wurde.“

(Aus „Jahre und Zeiten“ — Desch-Verlag, München)

GERHARD KAMIN

### *Ernst Wiecherts weitgespannte Wirksamkeit*

Vom Beginn seiner Wirksamkeit bis zu seinem Tod war Ernst Wiechert — dem Wechsel der Zeitströmungen entsprechend — manchem inneren Wandel unterworfen, ohne dabei das Grundsätzliche seiner Haltung zu ändern. Er war, wie er selbst sagt, kein Blut- und Bodendichter, er war ein Boden-Dichter, aber sein Boden war un verändert der der Humanität, der Menschlichkeit, der Hingabe, der Liebe und der Gerechtigkeit. Weit war er für politische und soziale Fragen und für das aktuelle Zeitgeschehen aufgeschlossen, nie aber verschrieb er sich den Ausschließlichkeitsansprüchen einer Partei. Frei und nur dem Gewissen gegenüber verantwortlich wollte er in seinen persönlichen Entscheidungen wie in seiner Wirksamkeit bleiben. In seinem Unterricht war — im Zusammenhang mit der Dichtung und Kunst aller Zeiten bis in die jüngste Gegenwart — die Frage nach der Gerechtigkeit und dem Verständnis für jede wertgebundene Individualität, für jeden Stand, jede Rasse und Religion vorrangig. Wo es galt, die Rechte des Menschlichen im weitesten Sinn zu verteidigen, war jeder Versuch, neue Wege der Menschenführung zu suchen, geboten.

Bei aller Berücksichtigung des Erzieherischen und Dichterischen im Leben von Ernst Wiechert darf nicht vergessen werden, daß er ein scharf denkender und wissenschaftlich umfassend gebildeter Mensch war, der nicht zufällig mit Universitätsprofessoren von Rang und vielen anderen persönlich verbunden war.

### *„Der reiche Mann und der arme Lazarus“*

**Ernst Wiecherts letzter Aufruf zur Gerechtigkeit: diesmal an Sieger und Besiegte.**

Nur mit Bewunderung kann man in diesem Aufsatz nachlesen, mit welcher unbestechlichen Konsequenz der sittlichen Haltung sich Ernst Wiechert noch einmal in Gefahr begibt. Er selbst schreibt darüber in ‚Jahre und Zeiten‘: ‚Der Aufsatz hat eine merkwürdige Geschichte gehabt. Ich kam dazu, nachdem ich ein paar Monate lang angesehen hatte, was geschah und was unterlassen wurde. Er war nicht eine Frucht des Spiels oder der Phantasie, sondern des Gewissens, und damit war er schon gerechtfertigt. Denn es war nicht so, wie die Unfreundlichen gern meinen, daß ich alles gut und schön fand, was die Sieger taten. Ich fand vieles nicht gut und nicht schön, und ich habe den Aufsatz nicht nur geschrie-

ben, weil ich wollte, daß wir es besser und schöner hätten, sondern damit das Bild des Siegers in die Geschichte ohne Flecken einginge. Ich wollte, daß es wirklich ein Sieg der Freiheit würde, und mir lag an der Freiheit immer mehr als an der Bequemlichkeit.

Auch die Kurzsichtigen unter den Siegern haben nicht verstanden, was ich wollte: dazu helfen, daß die Idee des Rechtes nicht gleich zu Anfang in den Augen des kleinen Mannes wieder verloren ginge und daß zwischen beiden Völkern ein anderes Band geknüpft würde als das zwischen Siegern und Besiegten. Ich habe den Aufsatz mit den reinsten Absichten geschrieben, um der Wahrheit willen, und ich konnte voraussehen, daß auch diesmal von der Wahrheit kein äußerer Lohn zu ernten sein würde. Aber weshalb sollte ich unter den Siegern schweigen, wenn ich unter den Unterdrückten nicht geschwiegen hatte? — Die Arbeit war nur für amerikanische Offiziere bestimmt, denn an sie allein wendete sie sich. Aber der Landrat unseres Kreises meinte, daß es gut sein würde, daraus eine ‚Aktion‘ zu machen, und so kam die Arbeit in viele Hände. . . Und das Beschämende war nun, daß die Deutschen gar nicht daran dachten sich das zu Herzen zu nehmen, was darin (auch) über die Deutschen gesagt ist.’

\*

### *Auszüge aus „Der reiche Mann und der arme Lazarus“*

(Ein Dokument der Wahrhaftigkeit — G. K.)

Ich stand in hohem Ansehen im ganzen Landkreis. Jedermann kannte mein Schicksal, und im Jahre 1938 hatten die Rundfunksender von New York, London und Moskau es über die ganze Welt gesandt, und das Britische Weißbuch von 1939 hatte es mit Achtung und Ehren aufgezeichnet. Amerikanische Offiziere lebten in meinem Hause, und auch sie kannten es, und sie waren freundlich zu mir und erzählten mir, daß es meine Aufgabe sei, das deutsche Volk zu lehren und zu erziehen. Aber niemand kümmerte sich um mich. Nur der arme Mann aus den Dörfern stand an meiner Gartentür, unruhig und sorgenvoll, und begann, mich zu fragen: ‚Was ist es nun mit der Gerechtigkeit? Und was ist es mit den Amerikanern?‘ Und ich konnte ihm nur sagen, daß er Geduld haben mußte, wie er zwölf Jahre lang geduldig gewesen sei.

\*

Ich hatte es bitter genug erfahren, daß es keinen Lohn einbringt, seine Stimme für Wahrheit und Recht zu erheben, daß es in den meisten Fällen Kerker und Verfolgung einbringt. Aber daß man in jedem Falle ein gutes Gewissen gewinnt, und daß ein gutes Gewissen besser ist, selbst in einem schlechten Kerker . . . Und so begann ich niederzuschreiben, was ich in vielen schlaflosen Nächten bedacht hatte.’

\*

Ernst Wiechert wurde ein Jahr vor seinem Tod (1949) von den Amerikanern zu Gastvorlesungen an die Universität Stanford (USA) eingeladen, auf das herzlichste empfangen und bewirtet und ohne Einschränkung geehrt. Er hat es mit großer Dankbarkeit hingenommen. Was er in seinem Aufsatz ‚Der reiche Mann und der arme Lazarus‘ an der amerikanischen Besatzungstruppe (wie an der russischen und französischen) kritisiert, ist die Fortsetzung dessen, was zwölf Jahre Gewaltherrschaft zur Genüge gezeigt hatten. Wogegen er sich auflehnt,

sind Plünderungen, Vergewaltigungen, unterschiedslose Bestrafungen und eine oft zweifelhafte Art der Entnazifizierung. Für die behutsame Sorgfalt, wie Ernst Wiechert, der Häftling von Buchenwald, es aus seiner Sicht sieht, seine eigenen Worte: . . . Was wir zuerst brauchten, was die ganze Welt brauchte, waren Friede und eine neue Erde. Der Krieg durfte nicht mit anderen Mitteln fortgesetzt werden, sondern Haß und Mord mußten durch Liebe und Leben ersetzt werden. Und wenn ich an die Folgen dessen dachte, was ich . . . beschrieben habe, so wollte ich an der Zukunft fast verzweifeln. Nicht nur, daß der kleine Mann seinen Glauben an die Gerechtigkeit, an Freiheit und Wahrheit verlor, es war mehr als das: es war die Tatsache, daß die Eroberer auf dem besten und geradesten Wege waren, einen Teil des deutschen Volkes in einen wiederauferstehenden Nationalsozialismus zu treiben, der roher und gefährlicher sein würde als der alte, und den anderen Teil in einen radikalen Kommunismus. Und was zwischen diesen beiden Abgründen übrigbleiben würde, würde das Zerrbild einer korrupten Demokratie sein, die schließlich in einen der beiden Abgründe stürzen würde . . .’

(Erschienen im Gesamtwerk Band 10 — Desch-Verlag, München)

Ernst Wiecherts letztes Werk:

### *Die „Missa sine nomine“*

Der aus dem Konzentrationslager entlassene Freiherr Amadeus beginnt nach dem letzten Krieg im Schafstall neben dem Schloß seiner Vorfahren ein Leben der Stille und völligen Zurückgezogenheit. Das Wiedersehen mit seinen beiden Brüdern Erasmus und Agidius befreit ihn nicht von seiner Vereinsamung, und nur langsam vermögen der Jude Jakob und der Kutscher Christoph den im Leid Erstarreten zum Leben zurückzuführen. Barbara, die Tochter des Försters und Parteimannes, der Amadeus angezeigt und ins Lager gebracht hatte, haßt diesen als Verräter an der ‚unbesiegtten Idee‘, wird aber nach einer erschütternden seelischen Niederlage von ihm überwunden und zur Demut zurückgeführt. Gut und Böse — als Kräfte eines Seins — reichen einander die Hand und überwinden in Liebe. Der Sinn des Lebens erscheint für alle Menschen des Buches in der Ferne als ein schwacher Schimmer des Lichts nach den Erschütterungen der Dämonie, des Leidens und Verfolgens vieler Jahre. Der Glaube an die vergebende Kraft der Liebe liegt als eine ‚frohe Botschaft‘ über den Schatten des Schmerzes. — Auch der amerikanische Oberleutnant John Hilary Kelley ist in den Kreis dieser Liebe eingeschlossen und sagt beim Abschied von den Flüchtlingen, die er betreute: ‚Es ist schön, wenn die Sieger sich an den Besiegten wieder aufrichten können.’

### *Auszüge aus der „Missa sine nomine“*

Die Sieger waren verstört, weil der Lohn des Sieges ihnen in den Händen zerfiel, und ihnen nur die Angst vor der Welt blieb, vor dem schrecklichen, in Einsamkeit versteinerten Gesicht der Welt. Einer Welt, die morgen schon die nächste

Katastrophe heraufbringen konnte, weil Katastrophen nicht mit Geschützen und Flugzeugen abgewendet werden konnten, sondern nur mit der stillen und fast heiligen Kraft der einzelnen, reif und gütig gewordenen Menschenleben. Sieg der Waffen war wie Spreu über der Tenne der Erde, selbst wenn er mit dem Geist gewonnen worden war. Sieg der Herzen aber war das einzige, das auch die Dämonen bezwingen konnte.'

\*

„Manche sind müde, und manche sind böse, und manche sind so von Haß erfüllt, wie ihre Peiniger es waren. Aber es sind nicht viele, und Jakob gehört nicht zu ihnen. Die Natur hat ihn ohne Haß geschaffen, und er ist so fromm geblieben, daß der Haß keinen Platz in seiner Kammer hat. Ja, er ist noch frommer geworden, als er es in der Heimat gewesen ist. ‚Gott der Gerechte wandert wieder‘, sagt er zu Amadeus und faltete die Hände um seine schmalen Knie. ‚Er wandert und sucht eine Stätte, wo er kann ausruhen. Er sieht in die Gesichter der Menschen und geht vorüber. Das Gesicht von dem Herrn Grafen ist noch keine Stätte, wo er kann ausruhen. Das Gesicht von dem Herrn Grafen ist noch besetzt, von den Toten und von sich selbst. Man muß legen zur Seite, was man hat von sich selbst, damit Gott der Gerechte hat eine Stätte zum Ausruhen.‘ Und Sie selbst, Jakob?“ fragt Amadeus nach einer Weile.

„Ich habe gelegt zur Seite alles, Herr Graf“, antwortet Jakob und blickt mit seinen traurigen Augen über das Moor. „Ich habe gelegt zur Seite Vater und Mutter und habe gelegt zur Seite ein junges Weib und zwei Kinder, die man hat verbrannt in den Öfen von Feuer. Ich habe gemacht Platz in meinem Gesicht, und wenn Gott der Gerechte will einkehren, so kann er einkehren oder nicht einkehren, so wie er will.“

„Und wie haben Sie das gemacht, Jakob?“

„Ich habe gemacht nichts, Herr Graf. Ich habe gedacht an das junge Weib und die beiden Kinder im Feuerofen und habe gedacht, daß sie haben gesungen. Und wie sollte ich jammern und schreien, wenn sie haben gesungen? Meine Not war klein, Herr Graf, und auch die Not von Herrn Grafen war klein. Solange andere Not ist auf der Welt, ist unsere Not klein, Herr Graf.“

„Ich habe sie gesehen“, sagte Amadeus nach einer Weile vor sich hin. „Ihre Not war nicht klein, Jakob.“

„Wie heißt klein, wie heißt groß, Herr Graf. Man soll blicken auf sich selbst wie mit einem Vergrößerungsglas, Herr Graf. Man soll blicken auf sich selbst mit einem Glas der Soldaten, das man hält verkehrt in der Hand. Daß man sich sieht so klein wie dort hinter dem Moor. Daß man sich sieht, wie Gott der Gerechte uns sieht: so klein, so klein, Herr Graf.“ Und er nahm ein trockenes Gras vom Boden, zerpfückte es mit den Fingernägeln, legte das kleinste Stück auf seine Hand und blies es wie ein Staubkorn in die Luft.

„Der Herr Graf soll nicht denken so viel an sich“, sagte Jakob und steht auf. „Und nicht, daß er tragen muß die Toten auf seinen Schultern. Da ist Gott der Gerechte, der die Toten trägt, und er hat nicht aufgefordert den Herrn Grafen oder mich, ihm zu helfen.“

Er nimmt seine Kappe auf und verneigt sich. „Der Herr Graf wird verzeihen“, sagte er höflich, „daß ich mit ihm rede wie mit meinesgleichen.“

„Auch dies erkannte der Freiherr über seinen Blättern und in dem Schweigen des Moores: Daß, wer in einer harten Zeit hart wurde, die Zeit nicht bezwang, sondern ein Mitspieler und also ein Knecht der Zeit wurde. Die Harten und die Spieler gewannen kein Korn. Sie gewannen nur Beute oder Gold. Und auch die Gleichmütigen gewannen nichts, auch die Redner nicht, auch die Propheten und Sieger nicht. Aber Jakob hatte Korn gewonnen, obwohl er verloren hatte, was auf dem Esel gesessen war, um nach Ägypten zu fliehen. Er hatte den schmalen Raum in seinem Gesicht gewonnen, auf dem Gott ruhen konnte, wenn seine Füße müde waren. Und die Zeit war so, daß auch Gottes Füße müde werden konnten. Und er hatte nicht nur Korn gewonnen, er hatte auch die Angst verloren. Er hatte tiefer und dauernder gesiegt als alle Sieger dieses Krieges. Er war die reife Ähre in einem unreifen oder tauben Feld.“

\*

**Der Freiherr Amadeus zu dem aus Haß in Liebe verwandelten Mädchen Barbara:**

„Um dich habe ich doch nun gekämpft“, sagte er, „wie ich niemals um einen Menschen gekämpft habe. Das weißt du doch. Willst du mir nun wieder aus der Hand nehmen, was ich aus einem Brunnen herausgeholt habe? Wo du doch weißt, wie tief der Brunnen war und was auf seinem Grunde wartete?“

Dann beugte sie sich schnell nieder und küßte seine andere Hand, so schnell, daß er es nicht verhindern konnte, und bat ihn um Verzeihung. „Es ist wohl nur, weil ich es mir nicht denken kann“, sagte sie, „daß diese Hand es getan hat. Ich möchte es mir denken, aber ich kann es nicht. Es ist zuviel Wunder dabei.“

„Wenn ein Herz sich um das andere müht, ist immer ein Wunder dabei“, erwiderte er.

\*

„Dieses ganze seltsame Leben, das sich langsam loslöste von ihm, damit andere es für eine Weile in Besitz nehmen konnten, die eines Haltes oder eines Trostes bedurften. Vielleicht war es der einzige Weg, in Ehren alt zu werden, ohne Bitterkeit, ohne die Gier und Angst des Geizhalses. Sich wegzugeben, weil man soviel gesammelt hatte, daß es unrecht gewesen wäre, es für sich selbst zu bewahren.“

\*

„... Paulus hatte nur Angst, solange er Saulus hieß, nachher nicht mehr.“

„Aber ich bin nicht Paulus“, sagte Amadeus ablehnend.

„Wer auf dem Wege ist, ist Paulus“, erwiderte der Pfarrer mit seiner großen und einfachen Sicherheit.

\*

**Der Kutscher Christoph im Gespräch mit seinem Herrn, dem Baron:** „Ja, die alten Häuser, Herr Baron“, und nahm die Pfeife aus dem Munde, um mit dem Zeigefinger die Glut auszudrücken. „Wo die Bilder an der Wand hängen und die Kinder mit den Toten aufwachsen ... Soviel geschieht in den alten Häusern ... und damals geschah alles anders, weißt du. Nicht wie heute, wo es so oder auch so geschehen kann, sondern, was geschah, das mußte eben so geschehen. Der liebe Gott sah noch zu, weißt du. Er stand über dem Dach, in den Nächten, und sah zu, und dann geschah es eben, wie er wollte. Verstehst du, Herr Baron?“ Amadeus verstand es sehr gut.

„Sie waren nicht immer still, Herr Baron“, fuhr Christoph fort, in Gedanken verloren. „Manche waren wild, und manche waren auch hart. Es war lange her, aber

mein Großvater wußte es noch. Aber alle hatten es, weißt du. Er spielte zehn Jahre lang. Und wenn der Vater meines Großvaters vor dem Hause hielt, wo er spielte, mit sechs Pferden vor dem Schlitten, wußte er nicht, ob nicht in dieser Nacht die Pferde und er selbst verspielt würden. Damals konnten die Herren noch Menschen verspielen.

Und um Mitternacht, wenn sie drinnen lärmten und schrien, wickelte der Urahn sich aus seinen Decken und ging die Treppe hinauf, die Peitsche in der Hand, so wie die Frau Baronin es ihm empfohlen hatte. Dann stand er hinter dem Herrn, in dem goldenen Saal, und zupfte ihn am Ärmel. ‚Halten zu Gnaden, Herr Baron‘, sagte er, ‚aber die gnädige Frau Baronin wartet.‘

Dann ging der Urahn zu den Pferden. Aber nach einer Stunde stand er wieder in dem Saal und zupfte seinen Herrn am Ärmel. ‚Halten zu Gnaden, Herr Baron‘, sagte er, ‚aber der Acker und das Vieh warten.‘

Der Herr sah nicht auf. ‚Laß sie warten, Christoph‘, sagte er. ‚Zu den Pferden mit dir!‘

Dann ging der Urahn zu den Pferden.

Aber nach einer Stunde stand er wieder in dem Saal und zupfte an dem golddurchwirkten Ärmel. ‚Halten zu Gnaden, Herr Baron‘, sagte er, ‚aber der liebe Gott wartet.‘ Dann legte der Herr die Karten hin, steckte sein Geld in die Tasche und stand auf. ‚Nimm mich am Gürtel, Christoph‘, sagte er, denn damals trugen die Herren einen Gürtel um den Rock, ‚und halte mich, daß ich nicht umkehre.‘

Und dann gingen sie. In der linken Hand hielt der Urahn die Peitsche, und mit der rechten führte er den Herrn am Gürtel die Treppe hinunter bis an den Schlitten. So waren sie damals, Herr Baron, verstehst du?’

\*

Ich frage mich immer bei Büchern, die Kelley mir bringt, ob die Leute, die sie geschrieben haben, nun besser beim Schreiben geworden sind. Verstehst du das? Vielleicht waren sie alle glücklich, daß eine große Arbeit nun beendet war und daß sie Ruhm und Geld gewinnen würden. Aber waren ihre Gesichter reiner geworden, ihre Herzen, ihre Hände? Und das sollten sie doch bei einem guten Buch. Ich denke mir, daß Claudius oder Bruckner oder Mozart ein schönes Gesicht gehabt haben, als sie die Feder fortlegten. So wie ein Engel, der seine Botschaft ausgerichtet hat und die Flügel wieder aufzutut.’

\*

‚Good bye, Sir‘, sagte Kelley und setzte seine Kappe auf. Er würde gern etwas anderes gesagt haben, aber er scheute sich. ‚Es ist schön‘, sagte er nur, ‚wenn die Sieger sich an den Besiegten wieder aufrichten können.‘

Amadeus sah ihm nach, wie er im Abendnebel versank . . .

(Aus ‚Missa sine nomine‘ — Desch-Verlag, München)



Försterei Kleinort — Ernst Wiecherts Geburtshaus; Zeichnung von Lilje Wiechert

## *Güte des Herzens*

### **Ernst Wiechert über seine Frau**

Wer ganz nahe an meinem Herzen gestanden hat, hat viel Geduld und Verzicht tragen müssen, und nur ein großes Herz wie das meiner Frau hat es ohne Klage auf sich genommen. Es ist ihr nie um das eigene Glück gegangen, sondern nur um meines und das meiner Bücher. Das Schicksal hat es für mein Leben so gefügt, daß ich die großen Herzen traf, wenn ich am Untergehen war und meine Bücher mit mir.

Ich habe mit meiner Frau schwere Zeiten durchlebt und zusammen getragen, und wenn von der, die das meiste getragen hat, in diesem Buch wenig gesprochen wird, so heißt das nur, daß auch eine Selbstbiographie ihre Kammern hat, in die niemand hineinzusehen braucht. Die Welt kann wissen, daß ich einen Menschen gewann, der von einer völligen Reinheit des Herzens, von einer großen Unbestechlichkeit des Urteils und von einer ganz und gar rücksichtslosen Wahrhaftigkeit war. Der die große Tapferkeit und die große Güte des Herzens hatte, die so selten beisammen sind, und den Frieden, in dem ich wieder ausruhen konnte . . .

## Werkverzeichnis und Hinweise

Das Gesamtwerk von Ernst Wiechert ist im Desch-Verlag, München, 1957, erschienen.

Eine etwas überholte und unvollständige Biographie über Ernst Wiechert erschien im Limes-Verlag, Wiesbaden, 1947 — Verfasser: Hans Ebeling: Ernst Wiechert, ‚Das Werk des Dichters.‘

Eine Auseinandersetzung mit Ernst Wiechert unter dem Titel: ‚Dichtung und Deutung‘ (von Helmut Ollesch) erschien 1949 (und 1960) im Emil-Müller-Verlag, Wuppertal. (Ernst Wiechert stand dieser Deutung sehr kritisch gegenüber.)

Im Desch-Verlag, München, erschien 1951 (von Gerhard Kamin) der aus dem Miterleben des Schülers und Freundes geschriebene Beitrag: ‚Ernst Wiechert — Der Weg des Menschen und Dichters.‘ In der Anthologie: ‚Ernst Wiechert — Der Mensch und sein Werk.‘

Eine umfangreiche biographische und textkritische Auseinandersetzung mit Ernst Wiechert entsteht in zwei Dissertationen französischer Doktoranden in Paris.

Pater Guydo Reiner, Paris, gab (im Selbstverlag) 1972 eine Bibliographie über Ernst Wiechert heraus; 1974 erschien vom gleichen Verfasser die Arbeit: ‚Ernst Wiechert im Dritten Reich‘, eine Dokumentation (ebenfalls im Selbstverlag: Pater Guydo Reiner, Paris, 12 Rue Franklin. Beides in deutscher Sprache).

In den ‚Recherches Germaniques‘ der Universität Straßburg erschien in deutscher Sprache die Schrift: ‚Ernst Wiechert im Urteil der deutschen Zeitschriftenpresse 1933—1945.‘ Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Literatur — und Pressepolitik. (Von Hildegard Chatelier). Zu beziehen durch: Université des Sciences Humaines, Straßburg.

Von Hans-Martin Pleske erschien 1967 im Union Verlag, Berlin (DDR), in der Reihe ‚Christ und Welt‘, Heft 15, das Bändchen: ‚Ernst Wiechert — Noch tönt mein Lied.‘

Eine umfassende Biographie über Ernst Wiechert ist bis heute nicht geschrieben worden.

### Werke von Ernst Wiechert im Desch-Verlag, München

Verzeichnis 1974 · 1975

Regina Amstetten · Vier Erzählungen · Geschenkausgabe 1969

Demetrius · Erzählung · Geschenkausgabe 1970

Hirtennovelle · 1949 · 13. Auflage 1974

Die Jeromin-Kinder · Roman · 1949 · 4. Auflage 1974

Das einfache Leben · Roman · 1949 · Ungekürzte Sonderausgabe 1972

Märchen · Neuausgabe 1971 (mit 42 Illustrationen)

Die Magd des Jürgen Doskocil · Roman · Neuausgabe 1975

Missa sine nomine · Roman · 1950 · 14. Auflage 1973

Die Mutter · Erzählung · Geschenkausgabe 1970

Der Richter · Zwei Erzählungen · Geschenkausgabe 1969

Das Spiel vom deutschen Bettelmann · Ein Volksspiel · 1951

Tobias · Erzählung · Geschenkausgabe 1970

Totenmesse · Eine Dichtung · 1949 · 2. Auflage 1952

Der Vater · Zwei Erzählungen · 1951 · Geschenkausgabe 1969

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Gerhard Kamin / Biographie . . . . .	2
Ernst Wiechert / Der Fährmann . . . . .	3
Ernst Wiechert / Aus Kindheit und Jugend . . . . .	4
Pedro H. Heller / Der Lehrer und Dichter — eine Erinnerung . . . . .	5
Gerhard Kamin / . . . Wenn man das Einfachste versucht . . . . .	7
Wilhelm Kempff / Auszug aus „Die Glocke“ . . . . .	9
Ernst Wiechert / Auszug aus „Weihnachtspredigt für Tiere“ . . . . .	10
Ernst Wiechert / Auszüge aus Reden . . . . .	11
Ernst Wiechert im Konzentrationslager Buchenwald . . . . .	12
Reinhold Schneider / Erlebnis Buchenwald . . . . .	14
Aus Ernst Wiecherts Brief an Expositus Betzinger und Glockensprüche . . . . .	15
Ricarda Huch / Für Ernst Wiechert . . . . .	16
Briefe von Ernst und Lilje Wiechert an Gerhard Kamin und seine Frau . . . . .	16
Ernst Wiechert / Es geht ein Pflüger übers Land . . . . .	19
Handschrift Ernst Wiecherts . . . . .	21
Gerhard Kamin / Dem Gedanken Ernst Wiecherts . . . . .	22
Ernst Wiechert über sich selbst . . . . .	26
Gerhard Kamin / Ernst Wiecherts weitgespannte Wirksamkeit . . . . .	27
Ernst Wiechert / Der reiche Mann und der arme Lazarus . . . . .	27
Ernst Wiechert / aus „Missa sine nomine“ . . . . .	29
Ernst Wiechert über seine Frau / Güte des Herzens . . . . .	33
Werkverzeichnis und Hinweise . . . . .	34

### Liebe Freunde und Landsleute!

In diesem Jahr, da sich der Todestag Ernst Wiecherts zum 25. Male jährt, liegt es uns am Herzen, dem Leben und Wirken dieses großen Menschen und Sohnes unserer masurischen Heimat nachzugehen. Als ein wahrer, im Tiefsten verpflichteter Freund der Jugend steht er vor uns, als ein Wächter und Dichter, dessen Kindheit das Einssein mit den großen, einsamen Wäldern prägte. Beladen mit leidvollem Geschick und gezeichnet von durchlittenen Schmerzen sehen wir ihn, einen wahrhaftigen Menschen, über dem der Stern der Liebe stand, dem Bruder zugetan und offen für seine Not.

Gerhard Kamin, Schüler und Freund Ernst Wiecherts, hat für uns Stationen dieses Lebens nachgezeichnet. Immer wieder kommt der Dichter neben den Stimmen der Freunde selbst zu Wort, so daß uns sein ganzes Wesen unmittelbar anspricht. An dieser Stelle sei Gerhard Kamin unser herzlicher Dank für seine Beiträge und die Textauswahl aus Ernst Wiecherts Werken in dieser Zusammenstellung gesagt. Der Kurt Desch-Verlag, München, gestattete uns großzügig Nachdrucke aus dem Gesamtwerk des Dichters. Ihm wie dem Aufstieg-Verlag gilt unser Dank. — Die Aufnahmen von Ernst Wiechert (Seite 13 und 18) danken wir Frau Ingeborg Thal, Berlin, die weiteren Bilder Gerhard Kamin und die Aufnahme vom Spirdingsee Karl Grunwald †, Karlsruhe. Edgar Stahmer, Braunschweig, stellte uns freundlicherweise seine Aufnahmen von masurischen Seen für den Umschlag zur Verfügung.

Hanna Wangerin